Habbo Knoch (Köln)

**Die neue Unfähigkeit zu trauern**

Am 9. März 2020 wurden die ersten beiden Coronatoten in Deutschland gemeldet: ein 78-jähriger Mann aus Heinsberg und eine 89-jährige Frau aus Essen. Beide mit schweren Vorerkrankungen oder schlechtem Allgemeinzustand. Beide alt. Beide aus Karnevalszonen, die zu diesem Zeitpunkt im Verdacht der Unvernunft standen. Seitdem haben wir uns an immer neue Höchstzahlen gewöhnt: mehr als 100 Tote, mehr als 1.000, über 100 täglich "im Schnitt", dann über 1.000, mehr als 25.000, 50.000 und nun – seit dem 25. November sind es über 100.000 insgesamt. Nackte, aber auch bloße Zahlen, immer in der um mehrere Wochen verschobenen Relation zu den Infektionszahlen und der Intensivbettenauslastung.

Seit Wochen warnen die meisten Wissenschaftler vor dem Trugbild, Coronainfektionen verliefen aufgrund der Impfungen im Gesamtbild milder, weil sich vor allem junge Menschen anstecken würden. Nun ist eine neue symbolische Grenze überschritten worden. Absehbar werden wir bis Ende des Jahres wieder die Zahl von eintausend Toten pro Tag erreichen. Der nächste Negativrekord wird spätestens im Frühjahr erreicht sein. Was politisch hier nicht getan worden ist, nicht getan wird oder doch - viel zu spät - geschehen wird, ist das eine. Was die Toten mit uns als Gesellschaft machen und unser Umgang mit ihnen aussagt, das andere.

Dank der Erfassungen und Statistiken, an die wir uns in den vergangenen 21 Monaten gewöhnt haben, ließe sich die oder der einhundertste Tote der Coronapandemie in Deutschland unschwer bestimmen. Die ebenso lautstarken wie unseligen Zahlenskeptiker werden zu Unrecht lamentieren, dass der medizinische Zusammenhang zwischen Tod und Infektion nicht statistisch verlässlich erwiesen sei. Oder die Übersterblichkeit relativieren. Andere verweisen zu Recht auf mögliche Dunkelziffern und auf mittelbar durch die intensivbehandelten Coronapatienten bedingten Schädigungen mit Todesfolge bei anderen Erkrankungen. 100.000 Coronatote - das ist keine exakte Zahl, das ist eine unwiderlegbare Dimension.

So oder so: Das einhunderttausendste Opfer der Coronapandemie wird unbekannt bleiben. Dafür gibt es gute Gründe: den Schutz der Privatsphäre, den Datenschutz. Hoffentlich zerrt am Ende nicht doch noch jemand den Namen hervor. Denn es ist nicht - und das war im Rückblick schon beschämend genug - der einmillionste "Gastarbeiter", den die Bundesrepublik bei seiner Ankunft im September 1964 mit einem Motorrad ehrte: Armando Rodrigues de Sá aus Portugal.

Es geht aber um mehr als Persönlichkeitsrecht und Datenschutz: Der Drift in die anonyme Namenlosigkeit kennzeichnet unseren öffentlichen Umgang mit den Coronatoten. Politisch sind sie zu einer technischen Größe geworden, die zudem nachrangig zur Infektionsinzidenz und der Hospitalisierungsrate behandelt wird. Meist wie ein Tabu, obwohl es unübersehbar ist. Keine Ansprache, um der Toten zu gedenken, keine öffentlichen Zeremonien, kein Wort der Trauer. Kerzen wurden nur einmal und nur für eine Gruppe angezündet: für die Pflegenden und Helfenden am Anfang der Pandemie. Die mit allen Angehörigen und Freunden in die Million gehenden Trauernden bleiben aber privat. Wie wartende Passagiere des vermeintlich kollektiven Gedächtnisses stehen sie am Straßenrand. An ihnen vorbei fließt der Verkehr einer Gesellschaft, die sich keinen Stillstand mehr leisten will. Nicht abgeholt, nicht eingebunden, nicht sichtbar. Vor aller Augen verschwinden sie im Rückspiegel.

Um in diesem Bild zu bleiben: Rechnet man alle Verkehrstoten der letzten zwanzig Jahre zusammen, wird die Zahl der bisherigen Coronatoten nicht ganz erreicht. Seit dem 9. März gab es keine Woche, vermutlich auch keinen Tag ohne Coronatote in Deutschland. Seither sind gut 630 Tage vergangen. "Im Schnitt" sind täglich 160 Menschen als Coronatote verzeichnet worden. Nur zwei zivile Katastrophen nach dem Krieg forderten mehr Todesopfer: 1948 kamen bei einem Unfall im BASF-Werk in Ludwigshafen 207 Menschen zu Tode. Bei der verheerenden Sturmflut im Norden Deutschlands kamen allein in Hamburg 312 Menschen ums Leben. Unter anderen Ereignissen, die sich ins kollektive Gedächtnis eingeschrieben haben, erreichen selbst das ICE-Unglück von Eschede 1998 mit 101 Toten oder das infernalische Szenario der Flugvorführung von Rammstein zehn Jahre mit 88 Opfern nicht den Tagesdurchschnittswert der Coronatoten. Selbst einschließlich der vielen Tage in den langen vergangenen Monaten seit Ausbruch der Pandemie, in denen kaum oder wenige Tote zu verzeichnen waren, liegt die Zahl von 160 Toten pro Tag weit, weit über all dem, was bislang als katastrophisches Einzelereignis in der Geschichte der Bundesrepublik erinnert wird. Täglich seit mehr als sechshundert Tagen.

Die Coronatoten bleiben dennoch im Lockdown des Gedenkens verborgen. Eine neue Unfähigkeit zu trauern hat sich ausgebreitet. Woran liegt das? Zunächst: Es ist eben kein raumzeitlich verdichtetes Ereignis. Bilder, die denen aus Bergamo oder New York zu Beginn der Pandemie am nächsten kamen und dann aus Brasilien, Mexiko und Indien die globale Dimension veranschaulichten, wurden in Deutschland vermieden. Die Überforderung vieler Intensivstationen wurde zum "Engpass" erklärt, die Qualität der medizinischen Betreuung betont, die Effektivität der ergriffenen Maßnahmen gelobt. Sprich: Die Toten waren unvermeidbar, niemand trug Schuld. Ein übliches Schema der Katastrophendeutung dann aber eben doch.

Zweitens unterlagen die Todeszahlen den Konjunkturen der Pandemie. Es war wie beim Wandern: Ist die Kuppe überwunden, hofft man, dass die nächste weit weg ist, und wiegt sich zugleich im Glauben, sie dann doch irgendwie meistern zu können. Das Glücksgefühl nach überstandenen Höchstzahlen von Infizierten und Toten ist der Trauer genauso wenig zuträglich wie das Ende eines Krieges. Auch ohne Euphorie wird der Blick in die Zukunft gerichtet, vor allem bei denjenigen, die nicht unmittelbar betroffen sind. Oder die, wie in der Coronapandemie, wieder zu Normalität und Freiheit zurückwollen. Verständlich. Doch: Solche Konjunkturen befördern Verdrängung, Gewöhnung und Distanz. Die Toten bleiben hinter den makellosen Intensivarmaturen unsichtbar.

Drittens: Das Geschehen ist noch nicht vorbei. Es hat sich in Kriegen als schwierig erwiesen, geeignete Formen des Trauerns und Gedenkens zu finden, während noch gekämpft und gestorben wurde. Was blieb, war die Heroisierung, die bei Angehörigen um so weniger verfängt, je schlechter die Aussicht ist, das beschworene Opfer für Volk und Vaterland lohne sich für ein höheres Ziel. Trauern, erst recht Gedenken und Erinnern sind individuelle und soziale Prozesse der Historisierung, indem die unmittelbare Belastung des Verlustes von Verstorbenen von der Gegenwart abgetrennt wird, um diesen als Erinnerten einen würdevollen Ort im eigenen Leben zu geben. Damit ist auf kollektiver Ebene in der Bundesrepublik noch nicht einmal begonnen worden. Politisch changiert man immer noch zwischen wiederkehrender Panik, Krisenmodus und dem schalen Stolz, es nun endlich geschafft zu haben.

Schließlich: Die Coronagesellschaft ist vor allem eine statistische, medialisierte und weitgehend abstrakte Gesellschaft. Keine Erfahrungsgemeinschaft, die um die vergangene Jahresende auch nur schwach angerufen wurde, sondern eine Gesellschaft hochgradig divergierender Erfahrungen. Zwischen größtem Profit und schwerster Not spannt sich ein unübersehbares Spektrum an oft individuell spezifischen Konstellationen, wie die Pandemie sich auf Auskommen, Beziehungen und die Seele auswirkt. Im Ringen der verschiedenen Lobbyisten einzelner Gruppen, die sich mit guten Gründen mehr Gehör verschaffen wollen, wird sichtbar, was eigentlich zählt und ohne Zweifel wichtig ist: Wirtschaft, Verwaltung und Verkehr am Laufen zu halten. Anderes muss zurücktreten. Das ist nicht anders als im Krieg.

Nur eignen sich - und hier liegt vielleicht der entscheidende Grund für die neue Unfähigkeit zu trauern - die Coronatoten in der Normalitätslogik der Pandemiebekämpfung nicht als Helden. Die Toten der ersten Wellen waren alt, krank, unvernünftig oder eine beliebige Kombination dieser Faktoren. Die Toten der jetzigen Welle sind all dieses oder auch nicht, vor allem meist ungeimpft. Die einen konnten sich nicht schützen, galten aber auch im Stillen nicht mehr - spricht man es einmal aus - als produktiv. Die anderen, die Unvernünftigen und Ungeimpften, riskieren ihre Gesundheit und die vieler anderer. Das ist nicht solidarisch oder - produktiv. Warum sollte man sie vor sich selbst schützen? Weil es die gemeinschaftliche Solidarität fordert, die sich mit dem Schutz des Individuums an der absoluten, unverlierbaren Würde des Menschen orientiert.

Die Fähigkeit zu trauern hätte uns anders durch die Pandemie führen können. Ohne die Verdrängung der Toten hätten wir einen anderen Diskurs darüber führen können, was uns als Gesellschaft wichtig ist. Warum haben wir uns nicht früh zum Ziel gesetzt, eine Null-Toleranz-Politik mit Blick auf die Toten zu verfolgen? Sprachen dagegen nur pragmatische Gründe und solche der Zurechenbarkeit? Nein: Die Herausforderung war zu groß. Die Coronatoten erinnern uns an die relativ guten Umstände, mit denen wir es letztlich doch in der breiten Mehrheit bislang durch die Pandemie geschafft haben. Über die Trauer um die Toten zu einem kritischen Blick auf uns selbst zu gelangen, ist vielleicht zu früh, vielleicht zu viel verlangt. Aber wir sollten damit nicht warten, bis uns von den Coronakindern unsere Unfähigkeit zu trauern vorgeworfen und deren Aufarbeitung eingefordert wird. Mit einer solchen Konstellation hat dieses Land zwar leider viel Erfahrungen machen müssen, aber eben nicht nur gute.

*Habbo Knoch forscht und lehrt seit 2014 als Professor für Neuere und Neueste Geschichte an der Universität zu Köln und war zuvor Geschäftsführer der Stiftung niedersächsische Gedenkstätten sowie Leiter der Gedenkstätte Bergen-Belsen.*